

Im nächsten Leben“, stellte Hermann Bausinger einmal in Aussicht, „werd' ich vielleicht auch Spezialist. Ich weiß bloß noch nicht für was.“ Diese Mischung aus gelinder Selbstironie und einer Portion Koketterie war typisch Bausinger. Denn er war durchaus Spezialist. Spezialist für Phänomene der Alltagskultur (unter besonderer Berücksichtigung südwestdeutscher Ausprägungen).

Der Tübinger Professor für „Empirische Kulturwissenschaft“ war ein unprätentiöser Hochschullehrer und ein landauf, landab geschätzter Redner: beim Landfrauenverein und in der Volkshochschule, beim Stadtjubiläum wie bei der Journalistenfortbildung waren seine leichtfüßig daherkommenden Vorträge beliebt. Bausinger hatte Humor und einen Blick fürs Skurrile. Und er hatte Respekt vor seinem Publikum – für das im Hörsaal wie jenes in der ländlichen Festhalle.

Auch in den Medien war er gefragt. Er erklärte, wie das mit dem Siezen und Duzen ist, worin der Deutschen Liebe zum Wald wurzelt, wie Witze funktionieren und was eigentlich „multikulti“ sei. Bausinger verstand seine Professur als Dienstleistungsaufgabe. Großen Dienst erwies er auch seinem Fach. Er trug wesentlich dazu bei, dass sich die alte Volkskunde mit ihrer Fokussierung auf Sitte, Tracht und Bauernmöbel zu einer Kulturwissenschaft mit soziologischem Einschlag entwickelte. Am 24. November ist er im Alter von 95 Jahren in Reutlingen verstorben.

Geboren 1926 in Aalen als Sohn einer Wirtstochter und eines Bankdirektors, studierte er nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft Germanistik, Anglistik und Volkskunde in Tübingen. Dort wirkte er sein akademisches Leben lang; von 1960 bis 1992 als Direktor des „Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft“. Er entwickelte das einstige Ein-Mann-Institut zu einer florierenden Einrichtung mit Hunderten von Absolventinnen und Absolventen, die Jobs in Medien und Museen, im Kulturmanagement oder in der Erwachsenenbildung fanden.

Bausinger kam aus der Germanistik. Aus ihr hatte sich – beginnend etwa mit Herders Bemühen um das Volkslied – auch die Volkskunde entwickelt. Als dann die Grimms Märchen und Weistümer in die Scheuern führen, war die Richtung klar: „Das Volk“ wurde durch sozialromantische Butzenscheiben bäugt – auf der Suche nach volkstümlichen Überlieferungen möglichst aus grauer Vorzeit.

Ein bisschen unsterblich

Mit 95 Jahren verstarb in Reutlingen der Alltags-, Volks- und „Schwabenkundler“ Hermann Bausinger

Bertolt Brecht hingegen meinte, das Volk sei nicht tümlig; überhaupt solle man lieber von „Bevölkerung“ statt von „Volk“ sprechen. Das Brecht-Zitat stellte Hermann Bausinger 1959 an den Anfang seiner Habilitationsschrift. Ein Rezensent bemerkte damals, Bausinger brauche man eigentlich nicht zu lesen, denn Brecht habe nichts mit Volkskunde zu tun. Das Buch wurde aber doch gelesen und es machte Furore im Fach. Sein Titel „Volkskultur in der technischen Welt“ war Programm. Es wurde in etliche Sprachen übersetzt – 2014 ins Chinesische.

Die Fixierung aufs Ur- und Altertümliche hatte dem Fach zuvor die Sicht auf aktuelle Phänomene wie Trivialliteratur, Schlager oder Sportvereine versperrt. „Die alte Volkskunde“, fand Bausinger, der selten um ein Bonmot verlegen war, „gleich streckenweise einem Bananenverkäufer, der alle gebogenen Bananen als zweite Wahl aussondert“. Bausinger aber analysierte die Gegenwart. Und benannte die Tübinger Volkskunde 1971 um in „Empirische Kulturwissenschaft“. (Diesen Sommer, also beiläufig 50 Jahre später, folgte dem auch der Dachverband des Faches: Statt unter Deutsche Gesellschaft für Volkskunde firmiert er jetzt als Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft.)

Bausinger fahndete nicht nach Relikten, sondern fragte nach Funktionen. Er stellte kulturelle Muster und Mentalitäten in soziale und historische Zusammenhänge. An der Fasnet interessierten ihn nicht die letzten Feinheiten von Larve und Häs, sondern nach welchen Spielregeln deren Träger agierten. Als Mundartforscher ging es ihm nicht um den exakten Grenzverlauf zwischen alemannischem und fränkischem Sprachgebiet, sondern darum, wer warum wie spricht und ob

das – etwa in der Schule – Nachteile hat. (Sein Fischer-Taschenbuch „Deutsch für Deutsche“ wurde zum Standardwerk.) Schon als er in den 1950er-Jahren Heimatvertriebene befragte, ging es weniger um deren verlorene Heimat, sondern darum, wie sie sich in der neuen einrichteten. Zur Beschäftigung mit Arbeitsmigranten und Flüchtlingen war es von da aus nicht weit.

Bausinger hatte einen Riecher für gesellschaftliche Trends und Ticks und war stets bereit zum analytischen Zugriff. „Der Reiz, mich in einem neuen Feld zu orientieren, war meistens stärker als das Bedürfnis, auf einem bereits gut erschlossenen Gebiet den letzten Verästelungen zu folgen.“ Schon die Festschrift zum 60. Geburtstag listet 256 Titel von Büchern und Aufsätzen auf; es dürften schließlich wohl doppelt so viele geworden sein. Das Erscheinen seines letzten Buches: „Vom Erzählen“ hat er nicht mehr erlebt; es ist für kommendes Frühjahr angekündigt.

Bausinger verstand sich aufs Feuilleton. Und er war verspielt. Zum Einstieg durfte es auch mal ein Karl Valentin sein. Als Martin Walser 1967 den Bodensee-Literaturpreis erhielt, jonglierte der Laudator mit dessen Namen, der wie ein geschickt gewähltes Pseudonym im Raum stehe: „wetterfest und jahrhundertgegerbt“. Beim Reutlinger „pro familia“-Jubiläum referierte der Emeritus über „Anbandeln, Anbaggern, Anmachen.“

Das entschleunigte Gebaren mancher Urlauber fasste Bausinger unter „Rentner-Attitüde“. Eine solche war ihm auch nach der Emeritierung fremd. Er hatte zunächst lediglich sein Zimmer im Haspelturm von Schloss Hohentübingen, in dem er des Mittags unverdrossen kalten Leberkäs verspeiste, mit einem Ausgedinge in der Stadt getauscht. Unten

floss der Neckar, am Horizont grüßte die Schwäbische Alb. 25 Jahre erschien Bausinger fast jeden Werktag in dieser Außenstelle „seines“ ehemaligen Instituts – bis das Haus vor vier Jahren in Flammen aufging, mit samt Bibliothek und Archiv. Danach verlagerte der umtriebige Emeritus seine Aktivitäten mehr und mehr ins heimatliche Reutlingen.

Bausingers Spezialdisziplin war nicht kulturgeschichtliches Extremklettern, sondern Wandern in mittleren Höhenlagen. Getreu seiner Maxime, dass die Beschäftigung mit nicht ganz so bekannten Figuren einen besseren Einblick in sozialgeschichtliche Lagen und Prozesse biete als das Studium von A-Promis, machte er bekannt mit Karl Borromäus Weitzmann oder dem „Gipsapostel“ J. F. G. Mayer, mit Casimir Bumüller, Gerd Gaiser oder Elisabeth Gerds-Rupp. Dass der schillernde Titel einer Porträtsammlung „Ein bisschen unsterblich“ von Schlagersängerin Nicoles „bisschen Frieden“ inspiriert gewesen sein könnte, hat er nicht bestritten.

Der Tübinger Alltagsforscher war einer der Ersten, die sich in den 1970er-Jahren mit dem wieder salonfähig gewordenen „Heimat“-Begriff auseinandersetzten. Heimat war für ihn nicht ein quasi geschützter Wohlfühlraum, sondern müsse gestaltet werden, sei ein Prozess. Wie ja auch regionale Eigenheiten nicht vom Himmel fallen. In Büchern wie „Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern“ oder „Der herbe Charme des Landes“ hat er sich mit der Landeskultur und ihrem Werden befasst.

Wenn Hermann Bausinger darlegte, wie Anfang des 19. Jahrhunderts französische Hygienebestimmungen Spuren im Württembergischen hinterließen, hatte der Lokalredakteur seine Schlagzeile: „Napoleon war der Erfinder der Kehrwoche“. Dass der Südwesten traditionell das Land der Tüftler sei, komme daher, weil Not eben erfinderrisch macht. Die Zahl der Patentanmeldungen sei in der Tat spitze. Aber, setzte Bausinger in einem Zeitungsinterview hinzu, „die Zahl der Bruddler ist noch viel höher. Das sind nicht alles Erfinder.“

Auf die Frage, ob er froh sei, dass er im deutschen Südwesten geboren wurde, lautete die Antwort: ja, er sei zufrieden und froh. „Aber wenn ich in Perugia, Göttingen oder Uppsala aufgewachsen wäre, wäre ich wahrscheinlich auch darüber froh.“ – Die kulturelle Landvermessung zwischen Oberrhein und Tauber, zwischen Mannheim und Isny ohne Hermann Bausinger? Er hätte uns gefehlt.